

Online-Rezensionen des Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung 2/2017

Ewald Grothe / Jürgen Frölich / Wolther von Kieseritzky (Hrsg.): Liberalismus-Forschung nach 25 Jahren. Bilanz und Perspektiven.

Baden-Baden: Nomos Verlag 2016, 214 S., ISBN: 978-3-8487-3035-3



Wir alle haben unterschiedliche Wahrnehmungen. Meine Wahrnehmung ist zum Beispiel, dass die Geschichte des deutschen Liberalismus relativ gut und lange in der ehemaligen Bundesrepublik erforscht worden ist. Ja mehr noch: dass die Erforschung des deutschen Liberalismus im 19. Jahrhundert auch und vor allem eine legitimatorische Funktion für das neue, im Entstehen begriffene Staatsgebilde ‚Bundesrepublik‘ besaß und daher auch so intensiv betrieben wurde. Als Student der 1970er/80er Jahre wurde man im Westen mit den Liberalismus-Studien von Lothar Gall aus der Schieder-Schule regelrecht traktiert. Die Herausgeber des hier anzuzeigenden Tagungsbandes Ewald Grothe und Wolther von Kieseritzky teilen diese Wahrnehmung nicht. Ihre Einleitung ist ein einziges Klagelied über den ach so sehr vernachlässigten „Liberalismus als historisches Forschungsthema“. Die beiden letzten großen Monographien stammten von James Sheehan („Der deutsche Liberalismus“, 1978/83) und Dieter Langewiesche („Liberalismus in Deutschland“, 1988) und danach sei die Libera-

lismus-Forschung erlahmt und habe den Anschluss an neue Themen wie z.B. die so wichtige „Genderforschung“ verpasst. Das voluminöse und differenzierte Werk von Jörn Leonhard „Zur historischen Semantik eines europäischen Deutungsmusters“ aus dem Jahre 2001 wird noch als Beleg für die relativ gute Erforschung des Liberalismus im 19. Jahrhundert erwähnt, aber im Großen und Ganzen herrscht Trauerstimmung. In der Tat, muss man sagen, stockt die Liberalismus-Forschung, was das 20. Jahrhundert betrifft. Dies mag auch damit zusammenhängen, dass der Liberalismus in eben jener Zeit zum Allgemeingut geworden ist, viel weniger eine tragende, klar konturierte und emanzipatorische Bewegung war als er dies zumindest in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch war. Dies mag man beklagen und auch für veränderungs- und verbesserungswürdig erachten. Historisch erklären lässt es sich allemal. Die Herausgeber machen einige wichtige Anregungen, auf die hier nicht im Einzelnen eingegangen werden kann, für den „Forschungsfortgang“ (S. 24) vor allem im 20. Jahrhundert. Sie laufen allesamt mehr oder weniger auf eine rankeanische Sichtweise hinaus, die „Möglichkeiten und Grenzen von Idee und Praxis liberalen Denkens“ gerade für die wichtigen Zäsuren von 1930/33 und 1945 „vor dem Zeithintergrund angemessen“ zu würdigen. Ob dies der Königsweg historischen Verstehens und Erklärens ist, mag dahin gestellt sein, man darf es durchaus in Zweifel ziehen - gerade angesichts dieser Zäsuren, die sich „angemessen“ wohl nur im Spannungsfeld von „Erfahrungsraum und Erwartungshorizont“ (Koselleck), also zwischen Vergangenheitsorientierung und Gegenwartsbezug, erfassen lassen.

Der Sammelband ist in zwei thematische Blöcke geteilt: Zuerst geht es um die „Problemfelder historischer-Liberalismus-Forschung“ und sodann um die „Liberalismus-Forschung im Kontext aktueller historiographischer Entwicklungen“. Vorgeschaltet ist ein Beitrag von Jürgen Frölich, dem Initiator und Mitgründer des „Jahrbuchs zur Liberalismus-Forschung“, dessen 25jähriges Bestehen - der eigentliche Anlass der Tagung von 2013 - in einer ersten Bestandsaufnahme bilanziert wird - mit dem Schluss, dass sich die Liberalismus-Forschung in

jedem Falle „darin gespiegelt“ habe (S. 44). Das erste Problemfeld reißt der Frankfurter Historiker Andreas Fahrmeir mit „Liberalismus und Partizipation im 19. Jahrhundert“ auf. Nach einem Rundumblick auf die diesbezüglichen Forschungen der letzten 25 Jahre gelangt Fahrmeir zu dem Ergebnis, dass es einerseits eine auf diese Fragestellung bezogene „Problemgeschichte gar nicht gibt“; andererseits bestünde aber auch „kein Grund“ dafür „anzunehmen, dass die Forschungen zum Liberalismus im 19. Jahrhundert in einer Krise sind“ (S. 70). Die „klassischen Liberalismus-Forschungen“ würden weiter betrieben (wie etwa die umfassende Theoriestudie von Klaus von Beyme von 2013 zeigt), und die neueren kulturgeschichtlichen Arbeiten böten noch viel Stoff und Anregungen. Frank Möller geht sodann der Beziehung zwischen „Liberalismus und Bürgertum“, d.h. dem „Verhältnis zwischen einer politischen Idee und ihrer sozialen Basis“ nach (71). Sein Beitrag belegt sehr eindrucksvoll und mit großer Kenntnis, wie ausdifferenziert die sozialgeschichtliche Verortung des Liberalismus in den 1970er und 80er Jahren zwischen „Bielefeld“ und „Frankfurt“ betrieben wurde. Am Ende plädiert Möller für zwei Öffnungen, die so vor 25 Jahren offenbar nicht möglich waren: zum einen das klassengebundene Interesse des Liberalismus mit all seinen negativ-exkludierenden Effekten und zum anderen den Liberalismus im Umfeld anderer „bürgerlicher Ideologien“ und „Lager“ in den Blick zu nehmen. Der folgende Beitrag von Thomas Widera fällt ein wenig aus dem Rahmen, wenn er auch ein wichtiges und neues Thema, nämlich inwiefern man von Liberalismus bzw. einer dezidiert liberalen Partei in der ehemaligen DDR sprechen kann behandelt. Widera umreißt sein beim Hannah-Arendt-Institut angesiedeltes Forschungsprojekt „Die Liberaldemokratischen Partei Deutschlands als Blockpartei zwischen Mauerbau und Mauerfall 1961 bis 1989“, wobei er mehr Fragen als Antworten offeriert.

Den zweiten Teil des Tagungsbandes eröffnet der Hamburger Politikwissenschaftler Jens Hacke mit einem lautstarken Plädoyer für eine neue oder besser gesagt eine erneute „Liberalismusgeschichte als Ideengeschichte“, insbesondere für die Zeit von der Weimarer Republik bis in die Gegenwart, um „Kontinuität und Wandel einer Ideologie“ auszuloten. Gewiss klafft hier eine empfindliche Lücke, die man aber nur à la longue durée angemessen schließen kann. Jede andere Vorgehensweise, die nach dem Ersten Weltkrieg erst einsetzt, muss zu kurz greifen. Zwei Kritikpunkte sind an dem Beitrag von Hacke anzubringen: Erstens sehe ich nirgendwo, „dass die Ideengeschichte der Demokratie mittlerweile die Forschungen zum Liberalismus in den Schatten stellt und die früher natürlich erscheinende Verbindung zwischen beiden gelockert hat“ (S. 125f.). Die Geschichte des Demokratismus in Deutschland ist bislang noch nicht geschrieben worden (auch nicht von Paul Nolte, der hier zitiert wird) - sie stand vielmehr und steht immer noch im Schatten der umfangreichen Liberalismus-Forschungen. Damit zusammen hängt der zweite Kritikpunkt: Hacke spricht häufig vom „demokratischen Liberalismus“ (z.B. S. 135) und verkennt wohl die Trennung bzw. Spaltung, die der Liberalismus seit dem Vormärz durchlaufen hat und die auch noch seine Geschichte in der Weimarer Republik (sichtbar in zwei unterschiedlichen ‚liberalen‘ Parteien, DVP und DDP) prägte. Der hier vorgeschlagene Ansatz läuft auf eine Vereinnahmung der demokratischen Ideen bzw. des Demokratismus durch den Liberalismus hinaus - die Demokraten des Vormärz und der 1848er-Revolution würden sich dafür bedanken! Man täte gut daran, zuerst einmal die Geschichte der Demokraten und der demokratischen Leitideen in Deutschland zu untersuchen - hier könnte man im 19. Jahrhundert einiges Neues entdecken, und danach wäre tatsächlich ein Vergleich mit den Liberalen und auch der liberalen Idee sinnvoll und ertragreich, und dies würde vielleicht auch zeigen, weshalb der Liberalismus spätestens im 20. Jahrhundert in eine Krise geraten ist, die man hier gerne wegreuschieren möchte. Sie hängt wesentlich mit seiner geringen ‚demokratischen‘ Anpassungsfähigkeit und -willigkeit zusammen.

Ein ganz anderes Feld macht Philipp Müller auf, indem er das Spannungsverhältnis von internationalem Wirtschaftsliberalismus und nationaler Machtpolitik im Spiegel der Forschung beleuchtet. Sehr kenntnisreich und reflektiert sichtet Müller kritisch die neuere Forschung mit Blick auf Arbeiten zu Westeuropa und den USA. Dabei wird deutlich, dass der Liberalismus immer auch als „eine von westlichen Staaten entworfene Rechtfertigungsideologie imperialis-

tischer Strategien“ (S.150) diene und im Fortgang des Spannungsverhältnisses zwischen Freihandel, Protektionismus und Kolonialismus zunehmend auch seinen eigenen Charakter veränderte. Am Ende steht der „Neoliberalismus“, der von einigen bereits nicht mehr als „liberal“, sondern vielmehr als „libertär“ bezeichnet wird. Müller hält es dagegen für „fruchtbarer, das Wechselverhältnis zwischen einer spannungsvollen liberalen Theorie und dem internationalen wie nationalen institutionellen Rahmen und der Versuche zu verfolgen, sie in die Praxis umzusetzen“ (S.175). Auf diesem Feld ist - vor allem auch nach der Finanzkrise von 2007/08 - noch Vieles herauszuholen, was zugleich auch ein Schlaglicht auf die Konsistenz und Wandelbarkeit der ‚liberalen Idee‘ werfen würde.

Der folgende Beitrag von Sylvia Heinemann gibt vor, „Liberalismus und Gender-Forschung“ darzulegen, tut es aber nicht, sondern wandelt noch in den alten Pfaden einer traditionellen Frauengeschichte, was auch daran liegt, dass es eben noch keine klar erkennbare Gender-Forschung zum Liberalismus im 20. Jahrhundert gibt. Bei der ständig wachsenden Zahl von Gender-Lehrstühlen in Deutschland verwundert dies ein wenig. So kann Frau Heinemann lediglich die wenigen, zum Teil noch ideologisch etwas verbohrteten Frauengeschichten nach 1945 aufzählen und sich primär mit der Quellenlage, die begreiflicherweise nicht sonderlich gut ist, befassen. Dass sie ausdrücklich aus frauengeschichtlicher Perspektive der These „von den 1950er Jahren als einer Zeit der ‚verpassten Chancen‘ der Frauen oder des ‚emanzipatorischen Stillstands‘“ widerspricht (S. 187), lässt ein wenig aufhorchen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Zeitgeschichtsforschung schon seit langem die 50er Jahre „nicht mehr als Zeiten einer bleiernen Restauration“ betrachtet.¹ Am Ende kann Frau Heinemann auf ihre eigene Arbeit, gemeint ist die Dissertation über „Die Frauenpolitik der Freien Demokratinnen von 1949 bis 1963“, verweisen, in der sie offenbar auch den männlichen Part zu Wort kommen ließ und damit die „Frage der Fremdwahrnehmung (sic!)“ beantwortet hat. Gendergeschichte sollte aber - denke ich - noch etwas weiter gehen und nicht die männliche ‚Fremd‘-Perspektive auf frauenpolitisches Engagement berücksichtigen, sondern Dimensionen des Politischen aus beider geschlechtlichem Blickwinkel - eben genderschichtlich - betrachten.

Den Tagungsband beschließt ein Beitrag des renommierten Tübinger Liberalismus-Forschers Dieter Langewiesche zum Problem: „Wie schreibt man künftig eine Geschichte des ‚Liberalismus in Deutschland‘“. Langewiesche bemüht zu Beginn eine Unterscheidung aus der aktuellen politischen Philosophie (J. Rawls u. M.C. Nussbaum) zwischen dem „umfassenden“ und dem „politischen“ Liberalismus. Warum er dies tut, leuchtet nicht ganz ein; denn diese Unterscheidung gehört zum historischen Grundbestand der deutschen Liberalismusgeschichte. Schon in Nipperdeys „Deutsche Geschichte“ von 1984 können wir lesen: „die Liberalen wollen sich nicht an konkrete gesellschaftliche Interessen binden, sondern hatten das allgemeine Interesse (der Eigentümer oder potentiellen Eigentümer) im Auge“ (S. 298). Das ist der sogenannte „umfassende Liberalismus“, der sich aus der Kantschen Vorstellung der freien städtbürgerlichen Gesellschaft selbständiger Hausväter speiste und in das frühliberale soziale Erwartungsmodell einer mittelständischen „klassenlosen Bürgergesellschaft“ (Gall) einging. Zugleich betonte Nipperdey jedoch ebenso: „Der Liberalismus war zuerst und zuletzt eine Verfassungsbewegung, das müssen wir, die wir so sehr auf gesellschaftliche Fragen fixiert sind, zur Kenntnis nehmen“ (Deutsche Geschichte, S. 297). Das ist der sogenannte „politische Liberalismus“, der den Nationalstaat als Rechts- und Verfassungsstaat anstrebt. Beide sind dem deutschen Liberalismus von Anfang an inhärent, und beide prägen seine Fortentwicklung: Indem der politische Liberalismus auf gesamtstaatlicher Ebene den umfassenden Liberalismus zunehmend verdrängt, verliert der Liberalismus als gesellschaftliche Bewegung sein konstitutives Merkmal, „auf das Wohl des Ganzen (zu) zielen“ und droht „in Parteien, die doch Vertreter ‚partikularer‘ Interessen sind, (zu) zerfallen“

¹ Vgl. z. B. Georg Bollenbeck/Gerhard Kaiser (Hrsg.): Die janusköpfigen 50er Jahre. (= Kulturelle Moderne und Bildungsbürgerliche Semantik, Band 3). Wiesbaden 2000.

(ebd., S. 293). Dies ist das Grunddilemma des deutschen Liberalismus seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Der parteipolitische Aufstieg war ein gesamtgesellschaftlicher Abstieg. Langewiesche bringt dort tiefergehende Einsichten, wo es um den „kommunalen Liberalismus“ geht, den Liberalismus in den Städten und Kommunen. Hier nämlich hat sich der umfassende Liberalismus ungebrochen gehalten und konnte seinen zugleich politisch-illiberalen „ausgrenzenden Charakter“ mit dem Ideal von „Besitz als Voraussetzung für eine bürgerliche Lebensführung“ (S. 202) am reinsten, und zwar sozial-liberal ausbilden. So konstatiert Langewiesche am Ende eine gegenläufige Bewegung, indem der umfassende und der politische Liberalismus „bis zur ersten deutschen Republik als Antipoden“ auftraten, weil sie sich „in ihren Wertideen [...] im Widerspruch zueinander“ entwickelten (S. 204f.) - ein weiteres entscheidendes Grunddilemma, aus dem der deutsche Liberalismus bis heute nicht herausfindet. Zum Schluss seines Beitrages führt Langewiesche einige Anregungen zur weiteren Beschäftigung mit der Geschichte des Liberalismus an, die er aus dem aktuellen Grundsatzprogramm der FDP - den „Karlsruher Freiheitsthesen“ von 2012 - herausliest und die hier nicht im einzelnen diskutiert werden können. Sie zeigen allemal, dass es immer noch einiges zu tun gibt - auf einem Gebiet, auf dem schon sehr viel getan wurde.

Jena

Klaus Ries

ARCHIV
DES
LIBERALISMUS

in Kooperation mit

 recensio.net